

Es geht dem Papst nicht nur um die lateinische Sprache

Rückkehr zur „Tridentinischen Messe“ soll Gesellschaft verändern

Wenn Papst Benedikt XVI. in den nächsten Tagen die „alte“ Messe wieder aufwertet, hat das nur vordergründig mit der Rückkehr zum Latein zu tun. Im Hintergrund steht nämlich ein anderes Kirchen- und Gesellschaftskonzept.

Von Paul Kreiner

Genau vierhundert Jahre liegen zwischen der Einführung der Tridentinischen Messe und dem neuen, heute gültigen Messritus in der katholischen Kirche. Zwischen 1570 und 1970 aber hat sich die Welt gewaltig verändert. Und wie damals die große Kirchenversammlung, das Konzil von Trient (lateinisch: Tridentum) eine Antwort gesucht hatte auf einen alles erschütternden Zeitenwandel – die Reformation –, so reagierte das Zweite Vatikanische Konzil vor vierzig Jahren auf die nicht minder drastischen Herausforderungen der Moderne. Ein Ergebnis beider Konzilien waren neue Messriten, die aber beide für sich in Anspruch nehmen, die urchristliche, apostolische Originalform der Gottesdienste in gereinigter Form wieder herzustellen.

Sie taten es mit den wissenschaftlichen Mitteln und unter den gedanklichen Voraussetzungen ihrer Zeit. Die „tridentinische“ Epoche dachte noch mittelalterlich: Es gab ein Volk, und es gab Bestallte, „von Gottes Gnaden“, die es zu führen hatten. Spiegelbildlich dazu ist die tridentinische Messe eine Klerusliturgie, die allein der geweihte Priester vollzieht und der die Gemeinde lediglich stumm „beizuwohnen“ hat. Regelform des tridentinischen Gottesdiensts ist gar die Messe, die der Priester still für sich allein liest; die Gläubigen sind allenfalls Beiwerk.

Theologisch begründet wurde das vor allem mit dem Opfergedanken: Die Messe als Zentralfeier des christlichen Glaubens vollziehe den Kreuzestod Jesu nach, erneuere oder wiederhole ihn gar, und nur der „geweihte Priester“ sei berechtigt, dafür am Altar an die Stelle Jesu zu treten. An diesen Gedanken hängen eine Reihe von Ideen, die konkrete Auswirkungen auf Kirche und Gesellschaft haben: Vorstellungen von „Reinheit“, „Heiligkeit“ auf der einen, von „Sündhaftigkeit“, „Unreinheit“ auf der anderen Seite, von Führungsanspruch und Bestimmungsmacht auf der einen, von frommem Hinnehmen und widerspruchsfreiem Nachvollziehen auf der anderen Seite.

Das Recht auf Beteiligung

Demgegenüber ist die Liturgie von 1970 eine Gemeindeliturgie. Sie macht Ernst mit den Wandlungen im Selbstverständnis von Mensch und Gesellschaft, wie sie sich vor allem seit der Aufklärung vollzogen haben. Untertanen (im alten Sinn jedenfalls) gibt es nicht mehr; der Mensch außerhalb und innerhalb der Kirche hat sich als eigenständige Person entdeckt, der nicht nur am Rand stehen und „beiwohnen“ will und der das Recht auf Beteiligung hat.

Anders allerdings, als Traditionalisten das immer behaupten, sind das keine modernistischen Gedanken, die von protestantischen Ketzern oder gar vom Teufel selbst in die Kirche getragen worden sind. Im Gegenteil: befreit von gesellschaftlichen Zwängen konnte die Kirche Ende des zwanzigsten Jahrhunderts unbefangener auf Anfänge und Grundlagen des Christentums blicken und festhalten, dass jeder Getaufte und Gläubige ein mündiger, mit allen Rechten ausgestatteter Christ ist. Allein kraft Taufe und Glaube hat er – ein uralter katholischer Gedanke, der jeweils nur verschieden akzentuiert worden ist – teil am „allgemeinen Priestertum“.

Liturgisch hat sich das so niedergeschlagen: Subjekt der Feier ist nicht mehr allein der Priester, sondern mit und unter ihm die gesamte Gemeinde. Der Priester zeigt dem Volk nicht länger die Schultern, wenn er die „heiligen Geheimnisse“ vollzieht; der Altar steht vielmehr in der Mitte, vor aller Augen; der Geistliche murmelt nicht mehr unverständliche Gebete, sondern spricht eine Sprache, die die Gläubigen kennen und bei der sie – als Mündige – mitreden können und sollen.

Rückgriff auf das letzte Abendmahl

Die „volle, bewusste und tätige Teilnahme“ der Gemeinde an der Messfeier ist denn auch das erklärte Ziel des Zweiten Vatikanischen Konzils und des heutigen Messritus. Anders als bisher – und anders als das viele postmoderne Fans des Tridentinischen Ritus im Sinn haben – ist also nicht die fromme, ästhetische Erbauung gewünscht, es wird auch etwas gefordert: Die Gläubigen sollen sich und „das heilige Opfer gemeinsam mit dem Priester darbringen lernen“. Genau im Rückgriff auf das „Letzte Abendmahl“, das immer als Einsetzung der Messe überhaupt galt, ist der bisher hermetisch beschränkte Opfergedanke erweitert worden. In der Messe heute, so das Konzil, „dauert das Opfer des Kreuzes fort“; sie ist aber „zugleich und untrennbar (auch) Gedächtnisfeier des Todes und der Auferstehung des Herrn, und heiliges Mahl.“ Dieser „Mahlgedanke“ bringt wieder die gemeinschaftliche Dimension des Gottesdienstes ins Spiel.

Man sagt gemeinhin, die Tridentinische Messe sei der größte Streitpunkt zwischen katholischer Kirche und den von ihr abgespaltenen Traditionalisten unter (bis 1991) Erzbischof Marcel Lefebvre und (heute) Bernhard Fellay. Aber das ist falsch. Die Messe ist lediglich die symbolträchtigste Zuspitzung eines viel gravierenderen Dissenses, bei dem es um die geschilderten kirchlich-gesellschaftlichen Folgen überhaupt geht. Die Traditionalisten lehnen das Zweite Vatikanische Konzil generell ab; die Öffnung der Kirche zu den Menschen von heute, den ökumenischen Dialog, die Anerkennung, dass auch in anderen Weltreligionen „Spuren der Wahrheit“ enthalten sein können, die Mitsprache von Gläubigen überhaupt.

Im Prinzip wehren sie sich dagegen, dass sich der Klerus mit seinen „reinen, geweihten



Die Frage lautet: sollen die Gläubigen weiter mitfeiern oder wieder bloß Beiwerk sein? Foto KNA

Händen“ nicht länger als die heilige Kaste betrachtet, der alle zu folgen haben. Teile der traditionalistischen Bewegung betrachten sogar die Päpste der letzten vierzig Jahre als illegitim. Darin besteht das größte Hindernis für eine Wiederannäherung: Auch wenn sich die Lefebvriener als die letzten wahren Katholiken darstellen, begehren sie in Wahrheit eine zutiefst unkatholische Rebellion: Sie lehnen die höchste Kirchenautorität ab.

Die Tridentinische Messe übrigens war bereits seit Oktober 1984 wieder erlaubt. Aus Rücksicht auf Traditionalisten in den eigenen Reihen ließ Johannes Paul II. sie „unter bestimmten Umständen“ und auf Antrag zu. Die konkrete Entscheidung unterlag den Orts-

bischöfen. In Deutschland, so der Vorsitzende der Bischofskonferenz, Kardinal Karl Lehmann, werde der alte Ritus „in den meisten Bistümern“ gefeiert – die „Nachfrage der Gläubigen“ indes sei gering und „seit 1993 auf sehr niedrigem Zahlenniveau stabil“. „Ein wachsendes Interesse, von dem manchmal die Rede ist, kann nicht festgestellt werden.“

Und Lateinfans, denen es tatsächlich allein um die unbestreitbare Schönheit der Sprache ging, mussten noch gar nie darben: Lateinische Messen im Ritus von 1970 – darauf kommt es an, nicht auf die Sprache – durften und dürfen immer schon gefeiert werden. Sie gehören zum festen und zum Festprogramm jeder größeren Kirche.

Traum und Leben

Vladimir Ashkenazy wird siebzig

Sein Leben sei ein Traum, hat Vladimir Ashkenazy vor Kurzem bekannt. Von außen betrachtet muss man dem russischen Musiker Recht geben. Wettbewerbserfolge in Warschau, Brüssel und Moskau öffneten trotz kommunistischer Grenzen den Weg in eine weltweite Pianistenkarriere. Einen ersten Traum erfüllte sich Ashkenazy so wie sein großes Emigrantenvorbild Rachmaninow, er ging in den Westen. Diese Übersiedlung in den sechziger Jahren war eine Flucht, und als solche sieht Ashkenazy auch seine musikalische Tätigkeit. Denn die Musik sei, trotz schwierigster Aufgaben, eine Leidenschaft, ein Faszinosum jenseits real-irischer Beschränkungen.

Doch abgehoben hat Ashkenazy nie, weder als begnadeter Beethoven- und Rachmaninowinterpret noch als Dirigent. Denn in den siebziger Jahren startete er parallel zum Pianistendasein eine zweite Laufbahn, die ihn an die Dirigentenpulte der weltbesten Orchester führte. Egal, ob er nun spielt oder dirigiert, die Aufführungen und Einspielungen Ashkenazys lassen fast immer einen melancholischen Unterton mitschwingen.

Als geistige Freiheit deutete er dieses Phänomen im Rückblick auf die Beschränkungen der Sowjetzeit, als Sehnsuchtsort eines Mannes, der die Heimat verlassen musste, deuten es andere. Immer wieder zog und zieht es Ashkenazy zu den Pathetikern der Hoch- und Spätromantik. Seine Einspielungen von Beethovens Sonaten, Rachmaninows Klavierkonzerten und Tschaiikowskys Werken waren vielfach maßstabsetzend und bildeten, trotz aller Vergleichbarkeit, den Gegenpol zu Svatoslav Richters bisweilen verklärtem Habitus. Morgen feiert Vladimir Ashkenazy seinen siebzigsten Geburtstag. *dtp*

Weitere Diskussionen um Stauffenberg-Film

Die Diskussion über den Scientology-Anhänger Tom Cruise (45) in der Rolle des Hitler-Attentäters Claus Schenk Graf von Stauffenberg geht weiter. Als „zweifelhaft“ bezeichnete die Gedenkstätte Deutscher Widerstand diese Besetzung für den US-Thriller „Valkyrie“. Das Kuratorium der „Stiftung 20. Juli 1944“ verlangte eine Einbeziehung der Familien der Widerstandskämpfer bei diesem Projekt. Der Regisseur Florian Henckel von Donnersmarck erklärte, dass Cruise als Stauffenberg „das Ansehen Deutschlands mehr befördern werde, als es zehn Fußball-Weltmeisterschaften hätten tun können“. *dpa*

Ein Schaufenster des Weltwissens

Berlins Schloss soll 2013 stehen

Von Katja Bauer

Nach 17 Jahren Streit hat die Bundesregierung nun über Berlins historische Mitte entschieden: Für 480 Millionen Euro soll auf dem Schlossplatz ein Neubau mit einer rekonstruierten Schlossfassade entstehen. 2013 soll das nach dem Naturforscher Alexander von Humboldt benannte Humboldt-Forum eröffnet werden. Zusammen mit der Museumsinsel solle im „Herzen der deutschen Hauptstadt ein einzigartiger Ort der Kultur und Geschichte entstehen, ein Schaufenster des Weltwissens ebenso wie ein Ort der Begegnung von Kulturen“, sagte Bundesbauminister Wolfgang Tiefensee gestern. An diesem Ort solle sich Deutschland präsentieren.

Auf 30 000 Quadratmeter Fläche sollen die außereuropäischen Sammlungen der staatlichen Museen in Berlin-Dahlem, die wissenschaftlichen Sammlungen der Humboldt-Universität und Teile der Landesbibliothek untergebracht werden. Ein gemeinsamer Veranstaltungsbereich, die Agora, soll den Charakter eines Volkshauses aus dem Palast der Republik in den Neubau retten. Auf 10 000 Quadratmetern sollen Läden, Auditorien, Restaurants, ein Kinosaal sowie Ausstellungsräume entstehen.

Seit 17 Jahren wird über die Zukunft der ehemaligen Staats- und Stadtmitte gestritten. Das Hohenzollernschloss war im Krieg beschädigt und 1950 gesprengt worden. Der an dieser Stelle errichtete Palast der Republik wurde 1990 geschlossen. Seine Reste werden zurzeit beseitigt. 2002 beschloss der Bundestag, dass ein Neubau errichtet werden solle, der sich an den Maßstäben des Schlosses orientiert und eine Schlossfassade nach drei Seiten erhält. Die Finanzierung war lange unklar. Eine Machbarkeitsstudie schätzte 2005 die Kosten auf knapp 700 Millionen Euro, was die Realisierung in weite Ferne rücken ließ.

Anfang dieses Jahres wurde die abgezeichnete Version bekannt. Die Einzelheiten der Planung, die zu der Kostenschätzung von 480 Millionen Euro führen, sind allerdings bis heute nicht veröffentlicht. Nach der erwarteten Zustimmung des Bundestages soll im Herbst ein zweistufiger Architektenwettbewerb beginnen. Tiefensee sagte, die Teilnehmer würden aufgefordert, die wechselvolle Geschichte des Ortes in ihre Entwürfe einzubeziehen. Ende 2008 soll eine baureife Vorlage präsentiert werden. Berlin beteiligt sich mit Grundstücken und 32 Millionen Euro. Die 80 Millionen Euro für die Fassade sollen aus Spenden bezahlt, aber von Bund und Land vorfinanziert werden.

WETTERBERICHT

Prophetenwort

„So wahr der Herr, der Gott Israels lebt, vor dem ich stehe: Es soll diese Jahre weder Tau noch Regen kommen, ich sage es denn.“ Mit dieser trockenen Verkündung beginnt Felix Mendelssohn-Bartholdys Oratorium „Elias“. Angesichts des derzeit herrschenden Sudelwetters möchte man hinzufügen: sein Wort in Gottes Ohr. Im Altertum waren Wetterangelegenheiten Glaubensfragen. Hier der alte babylonische Donnergötze Baal, Herr über Gewitter und Regen, dort Jahwe und sein Prophet Elias. Wie fatal es ist, auf die überkommenen Wetterbeschwörungen zu setzen, muss das Volk erfahren. Eine Dürrekatastrophe bricht übers Land, und wie grandios verhält der Baals-Ruf der verblendeten Kinder Israels bei Mendelssohn in der dröhnenden Leere einer Generalpause. Dagegen Elias: dreimal ruft er zu Jahwe, dann entlädt sich mit der Fülle aller vokalen und orchestralen Klangfarben ein reinigendes Gewitter, in tropfenfeiner Triolenbewegung rauscht üppiger Regen herab. Es kommt eben auf die richtigen Propheten an. Wir haben es kapiert. Von uns aus könnte Elias den Regen nun wieder abstellen. *kir*

40 Millionen Euro für Berliner Kulturstätten

Berlin wird die Investitionen für die Sanierung von Kultureinrichtungen deutlich erhöhen. Mehr als 40 Millionen Euro sollen in den kommenden zwei Jahren in die Sanierung der Staatsoper Unter den Linden sowie in andere Theater und Gedenkstätten investiert werden, kündigte gestern Kulturstaatsekretär André Schmitz an. Mit dem vom Senat beschlossenen Haushalt für die Jahre 2008/2009 bekomme die Berliner Kultur einen „Investitionsschub“, so Schmitz. Bis 2011 werde sich der Investitionsbetrag auf insgesamt 134 Millionen Euro erhöhen. Hinzu kommen Mittel des Bundes, zum Beispiel für die Sanierung der Staatsoper. *dpa*

Schweden gibt Nolde-Bild zurück

Das Moderne Museum in Stockholm gibt ein Bild des Expressionisten Emil Nolde (1867–1956) an die Erben des aus Deutschland geflohenen Juden Otto Nathan Deutsch zurück. Wie die Museumssprecherin Lovisa Lönnboe gestern mitteilte, setze das Museum damit eine Entscheidung der schwedischen Regierung um, nachdem die in den USA lebenden Familienmitglieder ihren Anspruch auf das Bild „Blumengarten“ geltend gemacht hatten. Das Museum hatte das Bild 1967 bei der Schweizer Galerie Ketterer in Lugano gekauft und dafür, umgerechnet nach heutigem Wert, 18 000 Euro bezahlt. *dpa*

Polarisierendes im Schwarzwald

Die Familie Grässlin zeigt in St. Georgen neue Arbeiten im Kunstraum, in Läden und Fabriken

Von Adrienne Braun

Gleich nach der Eröffnung gab es Ärger. Evangelische Gläubige drängten eine Ladenbesitzerin, sie möge bitte das Gemälde aus ihrem Schaufenster entfernen. Manuel Ocampo hatte Karl Marx gemalt, der eine Filipina mit dem Messer bedroht, damit sie ihn oral befriedigt. Kein freundliches Bild, fürwahr, aber Ocampo, selbst auf den Philippinen geboren, geht es in seiner Kunst genau um die Unterdrückung durch Kirche und Macht. Ironie des Schicksals: Thomas Grässlin hat sich gefügt, notgedrungen, und das Bild entfernen lassen. Er will sich mit der Bevölkerung in St. Georgen im Schwarzwald nicht anlegen, die doch auf die Aktivität seiner Familie stolz sein kann. Im vergangenen Jahr haben die vier kunstbeflissenen Geschwister für ihre Sammlung ein Museum, den Kunstraum, eröffnet, außerdem bespielen sie leer stehende Läden und Fabriken.

Nun, nach einem Jahr, wurde das Ausstellungsprogramm erneuert. Während bei der Eröffnungsschau möglichst gerecht alle Künstlerlieblinge gezeigt werden sollten, wollte man stärker auf die Räume reagieren. So stehen nun in der Volksbank Stehlampen von Franz West, während nebenan in der Sparkasse ein Frosch im Nikolauskostüm sitzt und ein Buch ließt – in der Installation „Inselbuch“ von Martin Kippenberger. In der alten Bahnhofsgaststätte hängt eine Installation von Tobias Rehberger, die aus Deckenlampen mit bunten Papierstreifen besteht.

An die 1500 Werke besitzen die Grässlins. Die Eltern Dieter und Anna konzentrierten sich auf informelle Kunst, heute wird die Sammlung von den vier Kindern verwaltet. In Privatkollektionen spielt persönlicher Geschmack oft eine wichtige Rolle, die Grässlins dagegen gehen nüchtern vor und setzen auf radikale Positionen, die auf dem Markt und im ambitionierten Kunstkontext hoch im Kurs sind. Jeder Ankauf wird gemeinsam entschieden – und somit kommt einiges Knowhow zusammen. Schließlich ist Bärbel Grässlin Galeristin in Frankfurt und Karola Grässlin die neue Direktorin der Kunsthalle Baden-Baden, während sich Thomas Grässlin um die Geschäfte vor Ort kümmert.

Beim Rundgang durch St. Georgen trifft man nun auf interessante wie extreme Positionen, die sich meist schnellen Deutungen entziehen und selbstreferenziell auf den Kunstbetrieb anspielen. Cosima von Bonin, die bei der Documenta 12 gerade ihren großen Durchbruch erlebt, hat im Kunstraum drei Namen an die Wand geschrieben: Yoko



Manuel Ocampo provoziert: Sein Marx-Bild in diesem Geschäft wurde abgehängt. Foto W. Günzel

Ono – Mary Baumeister – Wibke von Bonin. Baumeister war Mitinitiatorin der Fluxus-Bewegung, Bonin ist Kunstjournalistin und eine Verwandte der Künstlerin. Sie spielt auf das Namending des Kunstbetriebes an, in dem häufig der große Name die Auseinandersetzung mit dem Werk ersetzt.

Auch Kai Althoff macht es mit seiner Installation dem Publikum nicht leicht. Er hat ein buntes Häuschen gebaut, in dem er Fanartikel und Interviews von Erkan und Stefan zeigt – allerdings zeitgleich, sodass sich die Gespräche überlagern und das Stimmengewirr nur eine vage Ahnung gibt, worum es dem Künstler geht: um Normierung und Abweichung. Ob schon mal jemand habe hässlicher werden wollen, fragen sie einen Schönheitschirurgen: „Voll krass, ey.“

Auch die Privaträume der Grässlins werden in die Ausstellung integriert. Im geräumigen Untergeschoss bei Sabine Grässlin hängt eines der ersten Bilder der elterlichen Sammlung, eine abstrakte Komposition von Wols aus dem Jahr 1947. Flankiert wird es von Franz Wests „Neurose“. Improvisierte Reamiere erinnern an die Couch der Psychoanalyse, zwei Aluminiumtafeln spielen auf die Rorschachtests an, mit denen der seelische Zustand eines Patienten ermittelt wird – erzählt Thomas Grässlin. Das mag man glau-

ben oder nicht, aber die Grässlins sind so eng mit den Künstlern bekannt, dass ihnen manchmal aus dem Blick rutscht, dass diese Kunst jenseits des Anekdotischen auch eine gute Vermittlung braucht.

Immerhin bemühen sie sich, die Bevölkerung einzubeziehen. So haben Schüler für Michael Beutler farbiges Papier geschnitten, gefaltet und geklebt, weil seine Installation „A-frame“ für den Ausstellungsraum vergrößert werden musste. Mit den bunten Streifen wurde nun eine Art Dachstuhl nachgebaut, der ein neues Raumerlebnis ermöglicht. Im Plenarsaal hängen Gemälde von Markus Oehlen – den Gemeindevertretern, so heißt's, gefallen sie. In Parks, auf der Straße, selbst gegenüber der Tankstelle finden sich nun neue Arbeiten – ein mutiges Konzept, das die Grässlins hier verfolgen. Ihre Kunst ist alles andere als gefällig, aber die Stadt wollte sogar, dass Martin Kippenbergers „Transportabler Lüftungsschacht“ umzieht. Bisher stand er vor dem Kunstraum, jetzt steht die Installation am Ortseingang und begrüßt die Fußgänger, die vorbeilaufen, mit einem ordentlichen Gebläse.

■ Bis 6. Januar 2008, geöffnet donnerstags 17 bis 21 Uhr, Samstag und Sonntag 12 bis 18 Uhr. www.sammlung-graesslin.eu